

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 83.

Mittwoch, 10. April.

1929.

(2. Fortsetzung.)

## Der Moro-Konzern.

(Nachdruck verboten.)

Roman von H. Werrauch.

Nach dieser ersten Umschau begaben sich die drei Freunde auf die Terrasse des Klubs, die einen herrlichen Blick aufs Meer von Pissau zur Rechten bis hinüber nach Hela gewährte. Bei einer Tasse Kaffee genossen sie die wundervolle Aussicht. Ein Spaziergang schloß sich an.

Als es dunkelte, gingen die Herren hinaus. Das Spiel sollte beginnen. Kraak wechselte für Ruppen an der Kasse zunächst zehntausend Mark in Schips um. Ruppen nahm auf einem zufällig freiwerdenden Stuhl an einem der Tische Platz und stapelte als routinierter Spieler sein Geld nach einzelnen Größen geordnet vor sich auf. Moro und Kraak konnten sich Plätze hinter dem Reeder sichern.

„Neunzehn! Rot, Impair, Passe!“ verkündete mit monotoner Stimme der Croupier. Die Käteux fuhren blitzschnell über den Tisch, und im Augenblick hatten sie die verlorenen Sätze eingezogen und in die Kasse versenkt. Vor den wenigen glücklichen Spielern aber häuften sich ebenso schnell die Gewinne. Fünfte Käteux hatten sie hingeshoben oder waren in geschicktem Wurf durch die Luft dorthin befördert worden. Kaum hatte man Zeit, sich recht zu orientieren, da klang auch schon wieder das „Bitte, das Spiel zu machen!“, und die Sätze flogen von allen Seiten auf das grüne Tuch.

Ruppen gab sich dem Zauber dieses Treibens zunächst hin. Ohne weiter nachzudenken, warf er einen Schip von hundert Mark auf den Tisch. „Acht en plein!“ rief er gleichzeitig, und einer der Rechen schob den Satz auf die Acht.

„Nichts geht mehr!“ hörte man. — Das Surren der Kugel erstarrte. — Alle Ohren lauschten gespannt. — „Acht! Schwarz, Pair et Manque!“

Ringsherum scharrten die Rechen verlorene Summen zusammen. Auf Ruppens Acht aber erhoben sich 35 Stücke zu je hundert.

Ruhig nahm Ruppen zwei von den Stücken und legte sie auf die „23“. Den Rest des Gewinns zog er zu sich heran. Die Spieler ringsum setzten, die ruhige Stimme des Croupiers ertönte: „Nichts mehr geht!“

— Eine Pause. — Wartendes Schweigen. — Die Kugel fiel.

„Dreiundzwanzig! Rot, Impair, Passe!“

Wieder die Emsigkeit der Rechen, Worte des Bedauerns oder Ärgers, Auszahlen der Gewinne. Neben Ruppens zwei Stücken zu je hundert lagen siebzig solcher Stücke. Siebentausend Mark.

Ruppen nahm fünftausend Mark davon weg. Zweitausend ließ er auf der „23“.

Eine leichte Röte lag auf seinem glattrasierten Gesicht. Zehntausendfünfhundert Mark in zwei Spielen, das war kein schlechter Anfang. Freilich durfte er diesen Gewinn nicht seinem System gutschreiben; er hatte ohne Überlegung, also nicht nach dem System gesetzt.

„Leihen Sie mir fünf Hunderter, mein Herr, bitte!“ kam es da leise an Ruppens Ohr. Gleichzeitig traf ihn ein tiefer Blick aus dunklen Augen.

Der Reeder, der die neben ihm sitzende Dame bisher gar nicht beachtet hatte, blickte in ein bildschönes, typisch-polnisches Frauenantlitz, in dem sich das diesem

Volle eigene Feuer mit dem Ausdruck kindlicher Unschuld paarte. Verblüfft ruhten des Norwegers Augen für Sekunden auf dem solch seltene Mischung zeigenden Gesicht, und ohne zu zögern, schob er mit seinem höflichen „Bitte, mein Fräulein!“ ein Stück zu tausend Mark unter die schmale weiße Hand, die neben ihm auf dem Tische lag. Ein seltsam-warmes Gefühl durchströmte ihn bei der kurzen Berührung.

„Danke schön!“ klang es kaum hörbar an sein Ohr. Von den Umsitzenden hatte niemand diese kleine Szene beachtet. Aller Augen hingen gebannt an der surrenden Kugel oder an den das grüne Tuch bedeckenden Summen.

Die Polin legte den erhaltenen Schip auf die „23“, neben den Satz des Reeders. Im letzten Moment; denn schon war das „Nichts geht mehr!“ erklingen. — Ratternd schlug die Kugel in ein Fach.

„Zero!“  
Rasch verschwanden die verlorenen Sätze. Die auf den einfachen Chancen stehenden Beträge kamen „en prison“, und ließen so ihren Besitzern noch einige Hoffnung auf Gewinn. Ruppen hatte verloren. Mit ihm die schöne Polin.

„Oh, zu dumm!“ klang es traurig neben dem Reeder.

Er blickte hinüber und sah in ein Paar Augen, deren Ausdruck ihn an den eines Kindes erinnerte, dem man sein Spielzeug genommen hat. Ohne ein Wort zu sprechen, schob er ein neues Stück zu tausend Mark unter die kleine Hand. Gleichzeitig setzte er mit eigensinniger Gebärde viertausend Mark auf die „Elf“. Die Polin setzte auf das zweite Duzend.

Die Kugel fiel.

„Dreizehn! Schwarz, Impair et Manque!“

Ruppens viertausend Mark verschwanden. Die Polin hatte dreitausend Mark gewonnen, die sie mit unverholener Freude heranzog.

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ hörte Ruppen, und die kleine Hand schob ihm die entliehenen zweitausend Mark wieder zu.

„Aber ich bitte Sie, Fräulein!“, widersprach er entschieden, und seine große Hand faßte die kleine eindringlich, und schob sie mit samt dem Geld fast väterlich streng zurück, so daß das Mädchen gehorchte und das Geld behielt. Ein reizendes Lächeln dankte dem Geber.

Dieser aber ärgerte sich über seinen Verlust, und er setzte noch einmal die eben verlorene Summe: viertausend Mark. Diesmal vorsichtiger, auf eine einfache Chance, auf Rot. Fünfzig Prozent Wahrscheinlichkeit hatte er jetzt, den Verlust wieder einzuholen.

„Achtundzwanzig! Schwarz, Pair et passe!“ Der Ruf zerstörte die Hoffnung; auch diese viertausend Mark waren verloren.

Die Polin hatte gewonnen.

„Nun bin ich soweit wie zuvor!“ lachte Ruppen, erhob sich und verstaute sein Geld in den Taschen. Mit einer höflichen Verbeugung gegen seine Nachbarin verließ er den Tisch.

„Laßt uns etwas trinken“, riet Moro, der sich mit dem enttäuschten Kraak ebenfalls erhoben hatte, und man ging in den großen Saal des anstoßenden Restaurants.



„Ich habe aufs Geratewohl gesetzt, ohne System“, sagte Ruppen, „so muß man natürlich verlieren.“

„Also trinken wir auf das System und auf mehr Glück für nachher!“ sagte Moro freundlich, und hob das von flinken Kellnerhänden bereits gefüllte Glas Sekt gegen den Reeder. Die anderen taten Bescheid.

Durch den Saal drängte sich ein nicht endenwollender Strom von Gästen, die den Spielfälen zustrebten oder, wie unsere Freunde, aus diesen kamen und sich hier erholen wollten. Der Sekt floss. An zahlreichen Tischen sah man Spieler in überstürzter Eile eine Mahlzeit einnehmen. Überall wurde erregt gesprochen, berichtet und gestritten.

In den Nebenräumen ging es etwas leiser zu. Da saßen auch Gruppen, die eine ruhige Mahlzeit einnahmen. Die Speisen und Getränke waren auserlesen. Der Preis spielt hier keine Rolle. So leicht wie beim Spiel wird auch hier das Geld ausgegeben. Wer gewonnen hat, feiert hier sein Glück; wer verlor, der trinkt sich neuen Mut an.

„An die Arbeit!“ rief Ruppen. „Jetzt wird richtig gespielt, nach meinem System.“

Unter fröhlichem Reden feuerten sie dem Spielsaal wieder zu. Sie mußten erst längere Zeit warten, bis sie an einem der Tische Platz fanden. Die Tische waren belagert, und die Sätze häuften sich oft derart, daß man sich wundern mußte, wie die Croupiers sich in diesem Chaos zurechtfinden. Mit staunenerregender Sicherheit wußten sie jeden Irrtum zu vermeiden.

Ruppens System baute sich auf den Duzenden auf. Je nach dem Gang des Spiels wurde, bestimmten Regeln folgend, auf eines der drei Duzend hoch gesetzt, während auf einem anderen eine geringere Summe als Sicherung placiert wurde. Das dritte Duzend blieb frei.

Wie zu erwarten war, hatte der Reeder mit diesem System keinen Erfolg. Gewinn und Verlust lösten sich ab. Die Stunden vergingen wie im Fluge. Und als die vereinbarte Zeit verstrichen war, konnte von einem nennenswerten Gewinn nicht die Rede sein.

Dieser Tag gehörte Kraak. Das System des Reeders hatte versagt.

Man ging nun noch in die benachbarte Rakadu-Bar, um einige fröhliche Stunden zu verbringen.

Ruppens Laune war durch den gründlichen Fehlschlag in keiner Weise getrübt. Im Gegenteil. „Unglück im Spiel bringt Glück in der Liebe!“ freute er sich launig. „Die Polin war wirklich reizend!“

Auch die beiden anderen waren dieser Ansicht und bedauerten, daß das schöne Mädchen nicht auch hier war.

Man nahm an einem der wenigen noch freien Tische in einer Nische Platz, und bald perlte der Sekt in den Schalen. Dezent Musik lockte zum Tanz, und Paar auf Paar gab sich dem ungebärdigen und doch prägnanten Rhythmus hin. In ruhigem Genießen saßen ringsum fröhliche Menschen. Um die freie Mitte des weiten Raumes gruppierten sich matt erleuchtete Logen und Nischen, die dem Ganzen eine Note vornehmer Behaglichkeit verliehen. Zufrieden lehnten sich die drei in ihre tiefen Sessel zurück.

Eben hatte die Musik wieder eingesetzt, und aus den Nebenräumen kamen die Paare zum Tanz, als Ruppen plötzlich aufsprang, ohne ein Wort zu sagen, dem Eingang des Nebensaales zuwies. Mit einer Verbeugung blieb er vor einer Dame stehen, die soeben angekommen zu sein schien. Es war die Polin. Etwas kühl verneigte sich der Begleiter des Mädchens, das Ruppen gleich darauf zum Tanz führte. Moro und Kraak hatten Gelegenheit, das Paar zu beobachten.

Sie war wirklich bildhübsch und konnte selbst einem Manne wie Ruppen, der die Frauen der ganzen Welt kennengelernt hatte, noch gefährlich werden. Unter dem lockigen schwarzen Haar, das von den Schläfen her sich dem Munde näherte, kam der leichtbräunliche Teint zu wunderbarer Geltung. Mandelförmige Augen mit langen, schwarzen Wimpern träumten wie dunkle Seen in dem reizenden Gesicht. Der Gegensatz zwischen Rasse und Kindlichkeit wirkte rührend.

Der Begleiter der Polin, ein schlanker Mann von

mittlerer Größe mit scharfgeschnittenem, hartlosem Gesicht, mochte etwa dreißig Jahre zählen. Seine schwarzen Haare waren glatt zurückgestrichen. In Blick und Wesen hatte er etwas Anstetiges, das die sonst sympathische Erscheinung nachteilig beeinflusste.

Die Musik verstummte, und Ruppen küßte seiner Partnerin artig die kleine Hand. Dann führte er sie seinen Freunden zu. Die Nähe des reizenden Menschenkindes tat ihre Wirkung, und in frohem Erleben flogen die Stunden dahin.

„Sie haben mir Glück gebracht“, sagte das Mädchen, indem es nach polnischer Manier das „r“ rollte, was ihm entzündend stand. „Ich habe sehr viel gewonnen“, fügte sie hinzu. Das „sehr viel“ war freilich eine Summe, die für den Begriff der drei Geschäftsleute kaum nennenswert erschien. Angeregt durch das Plaudern des lieblichen Kindes, beschloß man, am folgenden Tage wieder beim Spiel zusammenzutreffen und vereinbarte Ort und Stunde. Ruppen erbot sich, die Polin nach ihrer Wohnung zu bringen; da jedoch ihr Begleiter gerade erschien, so lehnte sie es ab.

„Mein Bruder!“ stellte sie ihn den Herren vor, und man trennte sich in der Hoffnung auf morgen.

Am Morgen des folgenden Tages arbeitete Moro mit seinem Geschäftsführer mehrere Stunden zusammen. Es war eine umfangreiche Post von Berlin eingelaufen. Sie mußte erledigt werden, sollten nicht erhebliche Werte verloren gehen.

Besonderes Interesse wandten die beiden einem Bericht zu, der die nach dem Tode des Grafen von Schonburg mit dessen Bruder und Erben gepflogenen Verhandlungen zum Gegenstand hatte. Die zur Herrschaft gehörigen Kohlenruben sollten von dem Konzern übernommen werden.

Ferner war da ein Schreiben, in dem die von den Behörden bisher zur Aufklärung des geheimnisvollen Mordes an dem Grafen unternommenen Schritte eingehend geschildert wurden. Die Lage des Grafen Konstantin, des Bruders des Ermordeten, war anfänglich etwas peinlich gewesen. Er war nach Ansicht der Behörde der einzige, der aus dem frühen Tode des Grafen einen Nutzen gezogen hatte. Es war bekannt, daß die Verlobung des Grafen Bodo mit der jungen Gräfin Doris von der Heyden nahe bevorstand. Eine Vermählung des Grafen mit dieser hätte für den jüngeren Bruder den Verlust des ihm nunmehr zugefallenen Erbes bedeutet.

So hatte der Gedanke, Graf Konstantin könnte mit dem gewaltsamen Ende seines Bruders in irgendeiner Verbindung stehen, die maßgebenden Stellen eine Zeitlang beschäftigt. Die Tatsache aber, daß die beiden Brüder in bestem Einvernehmen lebten, die immerhin gute finanzielle Lage des jüngeren Grafen und sein zweifelloses Alibi hatten in Verein mit dem Gewicht seiner ganzen Persönlichkeit zur Aufgabe dieses Verdachts geführt, und die Bemühungen der Behörden wandten sich anderen Richtungen zu.

Moro und Kraak begrüßten die Wendung im Interesse des Grafen, mit dem sie in geschäftlicher Verbindung standen, mit Genugtuung. In dem Schreiben war noch des weiteren erwähnt, daß auch Vernehmungen Moros und seiner Herren in Aussicht genommen seien.

(Fortf. folgt.)

## Frühlingswunder.

Voll von Wundern ist die Sonnenzeit  
In des Frühlings ersten, warmen Tagen,  
Wenn die Zweige grünen Schimmer tragen,  
Schon mit Blütenflocken überschneit.

Lächelnd wie verzaubert, steht der Raum  
Unter blauen Lichtes Siegebärdern.  
Selbst zur Nacht senkt lenzgewisses Werden  
Seinen Abglanz tief in meinen Traum.

Und die Stille im Mondstrahlentanz  
Wirkt noch fort mit heimlichem Sich-Regen,  
Taufend bunter Sterne Blütentrans  
Um des Morgens klare Stirn zu legen.

Heinrich Reiss.



## Bienen-Frühling.

Von Joh. Jos. Ruxwidel.

Auf den Brettern vor den Fluglöchern des Bienenstokes im blühenden Garten herrscht an diesem sonnenfühen Morgen ein reges Leben. Warm und wohligh rieft aus dem Himmelsblau über den blütenbefäten Zweigen der Obstbäume das gleikende goldene Sonnenlicht.

Aus den Aderbeeten dringen die grünen Hände und Gesichter erwachender Pflanzen und flüstern ihren tagfrühen Lobgesang. . . . Bunte, samtne, seidige Blütenhülle vieler Blumen niden und schwanlen im summenden Flüsterwind auf den Beeten. Schneden kriechen an neuen Blättern entlang. Die Gabel ihrer beknoteten Fühler tastet hin und her, ruhelos im pulsenden Rhythmus und Raunen des neuen Lebens. Auf ihren Wegen über glänzende fette Schollen schleppen sie ihr gewundenes Kalfhaus mit sich. Drüben im Apfelbaum vor dem breitladigen Bauernhause klappert ein lustiger Star mit seinem gelben Schnabel unermüdlich und schwast mit der Sonne. . . .

Von den Brettchen der Fluglöcher, die Schildwachen der Arbeitsbienen beiseite drängend, taumeln mit schwankem, faulem Flug mehrere Drohnen. Sie summen und fliegen nicht weit, die faulen, dicken, großen Gesellen. Sie lassen sich zu einem gemütlichen Schläschen in den früh erblühten, tiefschlündigen, weißen Kelchen eines nahen Lilienbeetes nieder, entzogen dem fleißigen Flügelgewirbel der Arbeitsbienen am Stod, zugebedt von dem gütigen Himmel mit blauem Tüchlein, hoch auf dem aderverwurzelten Stengel in der Blütenwiege hin- und herchaukelnd — in reinstem Schlaraffenleben.

Niemand im Garten hat es so gut wie sie. Aber die Faulen, auf ihre grobe, klohe Kraft Stolz annehmen nicht, daß ihnen nach ihrem Hochzeitsflug am Ende des Herbstes von seiten der verachteten fleißigen Arbeitsbienen her ein schredlicher Gift- und Stachelstod bevorsteht. Daß sie an einem kalten Morgen, zusammengekehrt und -gekehrt von der Schaufel eines stürmischen kalten Windes, in dunklen, erstarrten Haufen den Platz vor dem Stod mit ihren Leichen bededen werden. Ihre Faulheit findet ein böses Alter!

Im Stod ist alles zum Leben und zur Arbeit erwacht. Das neue Jahr der Blüten mit seinem Duft, die ersten warmen Sonnenstrahlen haben den Winterschlaf vertrieben. In goldenen, schwarzgeringelten Kleibern wimmeln alle Bienen durcheinander. Schon haben sie sich draußen neue Nahrung, ersten Blumennektar, geholt. Schon lassen sie in kleinen Blättchen das Wachs zwischen ihren Bauchringen hervortreten und setzen an Ranten und Leisten die bleichen wachsernen Waben in ganzen Tafeln und Ketten aneinander — schön und vollkommen sechseckig. In einem mächtigen Getrabbel sind sie eifrig zutage. Sie nehmen sich einander die Wachsblättchen vom Bauche weg, durchlaufen sie und vermischen sie mit ihrem Speichel. Dann gehen sie an ihre Baustelle und kleben den zugerichteten Baustoff an. Zwischen ihnen drängen sich andere, die von ihrer Arbeit draußen zurückkommen und bereits mit neuem Honig die fertigen Waben anfüllen oder mit Bienenbrot, einer Mischung aus Blütenstaub und Honig, mit denen die Jungen gefüttert werden. Andere bringen von den Knospen der Kirfchenbäume und Weidenbäume flehigen Harz — den Stoffwachs —, mit dem sie alle Ritzen und Fugen ihres Baues verkiten, damit die noch kühle Nachtlust nicht in ihren Stod dringen kann. Die Zehntausende der Waben sind so dicht mit Bienen übertrabbel, daß man fast gar nichts mehr von den Waben sieht. Trotzdem der größte Teil der Bewohner draußen Honigseim, Wasser, Blütenstaub und harzige Stoffe einsammelt, sind Zehntausende von Bienen daheim geblieben und abkommandiert als Kammerfrauen der Königin — als Pflegerinnen der Jungen —, als Fächler, denen die Aufrechterhaltung der Luftzirkulation obliegt —, als Chemiker, Wachsoldaten, Architekten, Maurer, Wachsarbeiter, Padträger, Putzer, Ammen, Bienenbrotbäder, hoppla . . .

Wahnsinnig ärgern sie sich alle über die faulen Drohnen, die ihnen müßiggängerisch die Wege versperren, sie hindern und stören bei der Arbeit. Ein paar Duzend von diesen Kraftproben stehen dauernd vor den vollen Honiggellen, stecken ihre großen Köpfe bis zum Halse hinein — und fressen, was sie können. Alles Schieben hilft nichts. Ihre dicken Leiber versperren unhöflich die Passage. Sogar quer über den Weg schlafen sie vollgetrffen, diese Kammersatte, kriechen tiefenhaft in ihrer trägen Faulheit hin und her und überlegen stundenlang, ob sie auch draußen in einer Blume zum Himmel träumen oder vor den gefüllten Honigtöpfen liegen bleiben sollen. O, die fleißigen Bienen haben schon Grund, sich über diese ihre Brüder zu ärgern, die dabei noch

die Vornehmen spielen wollen mit ihrer mächtigen Gestalt, ihren schwarzen Federhelmen, gelben Westen, schimmernden Flügelmänteln! Na, im Spätherbst, dann werden sie es ihnen aber heimzahlen! Von wegen Dienerinnen-Spielen!

Und die vielen Millionen hunder Blumen, die heute besucht werden müssen in Tal und Senke, auf Berg und Höhe, in Gärten und auf Feldern, auf Weiden und Wiesen!

Mit Kopf und Leib geht's hinein in die farbigen Kelche. Die wirbelnden Beinchen streifen den Staub zurück und kleben ihn an den Beinen an. Mit dem scharfen Köffel des Rinnbadens schneiden sie die kleinen Staubträger auf, wenn sie nicht schon offen sind, fassen den Inhalt mit den Vorderfüßen, schieben ihn von da auf die mittleren und von diesen auf die hintersten Füße und dann herab ins Körbchen mit der darunter befindlichen Ferse und ihren Haarwimpern. Hier kleben ihn die anderen Beinchen zu dicken Klumpen, prallen „Söschchen“, zusammen. Harz von Tannen und Nadelhölzern, von Birken, Pappeln und Weiden wird dazugegeben und heim geht's, um alles an seine Stelle zu stapeln: den gelben Staub in Zellen mit gelbem, den weißen Staub in Zellen mit weißem, den roten in Zellen mit rotem Staub, Harz zu Harz, Honig zu Honig. . . . Den Honigseim verschlucken sie bei den Blumen flink und würgen ihn im Stod als wirklichen Honig wieder aus der Honigblase hervor, ja, ja . . . Und wieder marsch, zurück! Und so den ganzen Tag fort!

Und die vielen jungen Bienen, die zu füttern sind von den Pflegerinnen und Ammen! Dort sind sie gerade aus dem Ei geschlüpft und liegen als winzige gelbliche Würmchen halbkreisförmig gekrümmt in der Zelle.

Ab und zu kraken sie an die Wand, manierlich, und melden an, daß sie Hunger haben. . . . Flugs kriechen die Pflegerinnen zu ihnen in die Zelle, reinigen und streicheln sie und füttern sie mit Bienenbrot, das sie ihnen auf der Zungenspitze darreichen. Da klopf es schon wieder nebenan.

Drüben verschließen die Pflegerinnen schon Zellen mit Wachsdeckeln, aus denen nach zwanzig Tagen aus den Larven bleiche gelberstliche fertige Bienen kriechen. Jeden Tag sind weit über tausend neue Bienen im Stod, tausend neue Würmchen auch. Die Königin begnügt sich mit sechzehn Tagen Wuchs und Verwandlung. Die Drohnen aber tun es auch hier nicht unter vierundzwanzig Tagen. Ja, die Ammen und Pflegerinnen haben einen heißen Tag bei den Bienen. Dauernd haben sie verlassene Zellen für die Nachkommenschaft zu putzen, zu säubern, dauernd müssen sie die Zellen mit Wachsdeckeln verschließen, dauernd die Nahrungsmitel mischen und herstellen, die je nach dem Alter der Würmchen und Larven von verschiedener Beschaffenheit sind.

Plötzlich, huh . . .! melden die Wachtposten ein Mäuschen. Dort lugt es mit den schwarzen Augen um die Ecke — zu seinem Verderben. Denn ein wütender Schwarm summt sofort auf sie zu. Mäuschen flieht. Aber schon ist es von Hunderten von Bienen bedekt, die es zu Tode stechen. Es verzuckt und spreizt das Mündchen schmerzlich in letzter Starre. Ach, herrlich . . . es ist zu schwer, zu dick, um durch das Flugloch hinausgeschafft zu werden. Was tun, um den Verwesungsdunst, die tödliche Leichenverfuchung vom vollreichen Stod fernzuhalten? Doch schon sind die Wachsarbeiter und Ingenieure bei der Arbeit. Mit harzigem Stoffwachs weben und kleben sie eine luftdichte Hülle um das unglückliche Mäuschen.

Der Abend erst bringt den Unermüdlichen Ruhe und Schlaf. Schwer bepackt mit unglaublichen lekten Lasten kommen sie von tausend weiten und nahen Flugstrahlen zurück zum Flugloch. Sonne versank schon, und traurig und dämmerig stehen die Blütenbäume. Die blütenen Hände der Blumen und die blätternen Hände der Bäume und Pflanzen schließen sich. Auch das Getrabbel am Flugloch hört auf. Alle Bienen sind eingeschlüpft. Die Nacht . . .! Doch morgen wieder Flugtag, und Frühling!

## Fahr wohl, mein Hut.

Von Heinz Scharf.

Da trägt einer monatelang einen Hut, der seinen vornehmsten Körperteil getreulich gegen Wind und Wetter schützt, dann findet er eines Tages, daß der Hut schäbig wird und kurzerhand wirft er ihn in die Müllkiste.

Ich frage, ist das eine Art, sich von einem treuen Diener zu trennen? Mit wie vielen bombastischen Worten nimmt man oft von jemanden Abschied, der uns so gut wie gar keine Dienste geleistet hat, aber einen redlichen Hut glaubt man so wenig pietätvoll behandeln zu können. Das finde ich undankbar. Nein, ich könnte das nicht, bei Gott nicht, ich



verwachte zu sehr mit den Dingen. Gleichviel von wem oder was sich einer los sagt, es müßte nicht so wegwerfend sein, man könnte doch eine kleine solenne Abschiedsfeier veranstalten, wo man seinen Hut noch einmal vor sich und der Welt zu Ehren bringt. Man könnte ihn zum Beispiel zu diesem Zweck an einem besonders windigen Tag aufsetzen, sich noch ein letztesmal mit ihm im Spiegel besehen und ihn höflich vor sich ziehen. Dann begibt man sich an einen besonders verkehrsreichen Punkt der Stadt. Mit der Hand hält man den Hut und berechnet die Windstärke. Bei einem besonders heftigen Stos läßt man ihn dann los. Adieu mon vieux chapeau!

Der Hut fliegt vor uns davon wie ein junges Mädchen, das einem anderen in die Arme eilt.

Oh, sagen die Leute und bleiben stehen, da fliegt ein Hut, und sie sehen ihm nach, als wäre hier eine außerordentliche aviatische Leistung zu bestaunen. Plötzlich ist man in den Augen aller. Von vielen bekannten Gesichtern giebt sich helle Schadenfreude auf uns aus.

Als Mann von Welt geht man natürlich erst ganz gemächlich hinter dem Hut her, so als hinge man noch immer einem großen Gedanken nach, das gibt uns nicht wenig Ansehen. Seht, dem Herrn eilt es nicht! steht in den Mienen der Leute, bei dem spielt ein Hut keine große Rolle. Der taucht sich aus dem Handgelenk einen neuen.

Der Hut fliegt also dahin und verschnauft dann etwas mitten auf dem Fahrdamm, wo der Sprengwagen eine Pfütze hinterlassen hat. Aber er bleibt nicht faul liegen, wie er oft bei anderen Gelegenheiten faul auf unserem Kopfe blieb, gleich steigt er wieder hoch. Es beginnt eine wilde Jagd nach ihm, die Jugend rast johlend hinter ihm her, das Alter macht hilfsbereit läppische Fangversuche. Ein Hut auf dem Kopf kommt nie zu solch allgemeiner Beachtung wie ein Hut auf der Straße.

Fröhlich fliegt er an einem Verkehrschusmann vorüber, der gerade ein Zeichen gibt; doch der Entflozene kümmert sich einen Deut darum, er nimmt beherzt die falsche Richtung, läßt erst einen Radfahrer auf den nassen Asphalt hinfahren und rast dann reifenschlängelnd einer Trambahn entgegen. Der Führer bremst, im letzten Augenblick schwingt sich der Hut beiseite, während sich im Wageninnern die Passagiere gegenseitig in die Arme fallen und inständig mutmaßen, daß es sich bei diesem mörderischen Ruck um Sein oder Nichtsein irgend eines unvorsichtigen Wesens handelte.

Kommt aber der Hut zur Strecke, wird er mit großem Hallo eingeholt. Und dann ist es an uns, die sich ergebenden Möglichkeiten nach Gebühr auszuschöpfen.

Bringt ihn uns eine Dame zurück, die mit ihrem reizenden Füßchen resolut daraufgetreten, können wir ihr gleich unser Herz zur selben Fußgymnastik hinlegen, ist ein Auto über ihn gegangen, stehen wir erschüttert da und klagen, ach, es war ein so schöner, neuer Hut! worauf uns vielleicht jemand aus dem Wagen einen Dollar in die Hand drückt, oder es will ihn uns irgend ein Edel grinsend überreichen, dann sagen wir brüsk: „Pardon, Sie irren, ich bin ohne Hut ausgegangen!“ und wenden uns hoheitsvoll ab.

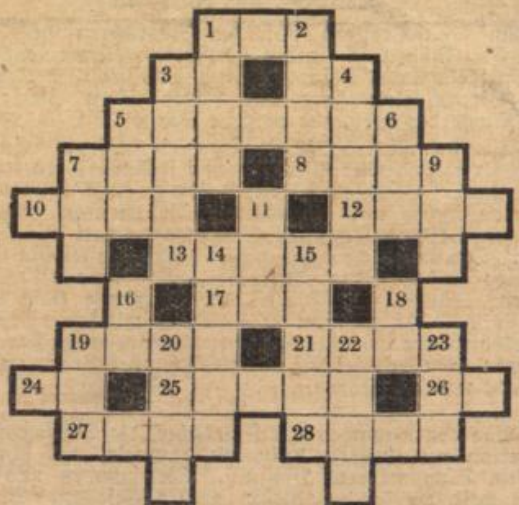
Sa, und oft weht auch der Wind den Hut in den Kanal und die Leute laufen am Ufer zusammen und man kann sich auf die Brücke begeben und sehen, wie er langsam die Strömung hinabtreibt. Einige zeigen aufgeregt auf den kühnen Schwimmer und gleich heißt es, jemand ist ins Wasser gesprungen und alles wartet auf die Leiche, die hinter dem Hut herkommen soll. Immer mehr Menschen pressen sich am Geländer, was wieder der Zunft der Taschendiebe erfreuliche Gelegenheit gibt, neue Verwirrungen hervorzurufen.

Wenn der Hut besonders gut gekaut ist, fliegt er auf ein Dach und die Menge gafft und ist nicht wegzubringen, bis die Feuerwehr erscheint und den Ausreißer herunterholt. Und so kommt zuguterletzt unsere alte Kopfbedeckung noch in die Zeitung unter der Spitzmarke: „Der Hut auf dem Dache“ oder „Ein Hut stellt die Stadt auf den Kopf!“, und es folgt ihm ein Nachruf, wie ihn von solcher Länge nur prominent von hinnen Gegangene erhalten.

Wahrhaftig, es kann wirklich lehrreich und amüsant sein, einen alten Dedel fliegen zu lassen, ganz nach eigenem Gutdünken, motorlos, heidi! statt ihn ohne alle Zeremonien der Müllkiste zu überliefern.

Es wäre der weiteren Erwägung wert, ob man nicht überall so vernünftig vorgehen sollte, ob es sich nun um die Verabschiedung eines Dutes, eines Freundes oder einer Frau handelt. Kleine ulkige Scheidungsfeiern erhalten ein fröhliches Angedenken! Mit etwas Humor sind die Leute reich unter einen Hut zu bringen, da haben sie alle die gleiche Kopfweite. Mit welchem Enthusiasmus jagen sie zum Beispiel immer hinter alten Gedanken her, die schon lang als für die Müllkiste reif erkannt wurden, denen sie aber doch vor Begeisterung johlend folgen, als hätte der Wind vollkommen Neues für ihre Köpfe aufgewirbelt.

## Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. Planet. 2. Ungeziefer. 3. Stadt in Schlesien. 4. Vereinigung. 5. Raubfisch. 6. Zahlwort. 7. Monat. 9. Flüssiges Fett. 11. Afrikanischer Laufvogel. 14. Götterwohnung. 15. Weiblicher Vorname. 16. Hinweisendes Fürwort. 18. Flächenmaß. 19. Traubensaft (st = ein Buchstabe). 20. Männlicher Vorname. 22. Landschaft in Altgriechenland. 23. Beförderungsmittel. — Waagrecht: 1. Multiplikationszeichen. 3. Zustimmung. 5. Gerät für den Walfischfang. 7. Nagetier. 8. Getreidespeicher. 10. Unkundiger Mensch. 12. Wärmespender. 13. Profabdichtung. 17. Unwahrheit. 19. Englischer Frauennamen. 21. Kostbares Pelzwerk. 24. Abkürzung für ein Gewicht. 25. Beleuchtungsgegenstand. 26. Ausgestorbenes Kind. 27. Stadt in Pommern (st = ein Buchstabe). 28. Glorreiche Errungenschaft.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 77: Senkrecht: 1. Saurier. 2. Mumie. 3. Rab. 5. Oma. 6. Intrade. 7. Zigarre. 9. Haut. 10. Eile. 11. Bsp. 12. Ref. 19. Tabak. 21. Maria. 23. Maun. 25. Ref. 26. Gnu. 29. Hermann. 30. Mennett. 31. Vofoten. 32. Giraffe. 34. List. 35. Beet. 36. Koft. 37. Tank. 44. Ade. 46. Alp. — Waagrecht: 1. Starre. 4. Moris. 6. Abbe. 11. Bart. 13. Roma. 14. Ida. 15. Erna. 16. Kull. 17. Sufa. 18. und 43. Etat. 20. Ems. 22. Idar. 24. Rat. 27. Me. 28. Terrine. 29. Sam. 31. Lug. 33. Etel. 35. Bar. 37. Toni. 38. Nire. 39. Olaf. 40. Maus. 41. Eis. 42. Nota. 45. Takt. 47. Ratter. 48. Spinne.

## Scherz und Spott

### Englischer Humor.

Den ganzen Vormittag hatte sich die Lehrerin damit abgequält, ihre kleinen Abschnitten in die Geheimnisse der einfachen Addition einzuweisen. Ein kleiner Knirps konnte die Sache durchaus nicht begreifen. „Bist einmal auf“, erklärte sie zum fünftenmal. „Wenn dein Vater jede Woche ein Pfund Sterling spart und das vier Wochen fortsetzt, wie viel hat er am Ende der Zeit?“ Nach langem Nachdenken hatte Bobby endlich das Exempel gelöst. „Ein Grammophon, einen neuen Anzug, einen Rundfunkapparat und neue Möbel fürs Haus, alles auf Abzahlung“, rief er stolz.

Das Haus stand in hellen Flammen, als plötzlich eine junge Frau auf einen Feuerwehrmann zustürzte und in höchster Aufregung rief: „Retten Sie es um Gotteswillen!“ Dabei wies sie mit der Hand auf ein Fenster im zweiten Stock. Ohne ein Wort zu erwidern, schloß sich der brave Feuerwehrmann an, die Bitte zu erfüllen und die Leiter hinaufzusetzen. „Wie alt war es denn?“ fragte einer der Zuschauer. — „Erst vier Wochen“, schluchzte die Frau, um gleich darauf verzweifelt auszurufen: „Oh, Gott, er hat es nicht gefunden, er kommt ohne es zurück. Was soll ich tun?“ Der Feuerwehrmann trat an die Weinende heran: „Es tut mir leid, ich habe kein Kind finden können.“ — „Kind?“ schrie die Frau, „wer spricht denn von einem Kind?“ — „Nun, was war es denn?“ fragten die Umstehenden. — „Mein Fahrrad“, schluchzte sie, „ich hatte es erst vor vier Wochen auf Abzahlung gekauft.“